

In hundert Jahren wird Theater ganz anders aussehen. Das Orakel hat es gezeigt. Es wird aus Explosionen und Mustern gemacht sein, aus schreiend bunten Bildern, die wie im Kaleidoskop vom einen ins nächste fallen. So weit die Zukunftsvision am Ende von „Oracle“, der neuesten Inszenierung von Susanne Kennedy und Markus Selg an den Münchner Kammerspielen.

Der Eintritt an diesem Abend geschieht zögerlich, als hätte man verlernt, einen Bühnenraum zu betreten. Es gibt keine Sitzreihen in dieser Produktion, das Publikum geht spazieren und bestaunt Welten. An der Schwelle zu jener von „Oracle“ steht man allein und wird begrüßt von einer Stimme, die typisch posthuman, also freundlich-distanziert klingt: „Hello and welcome“.

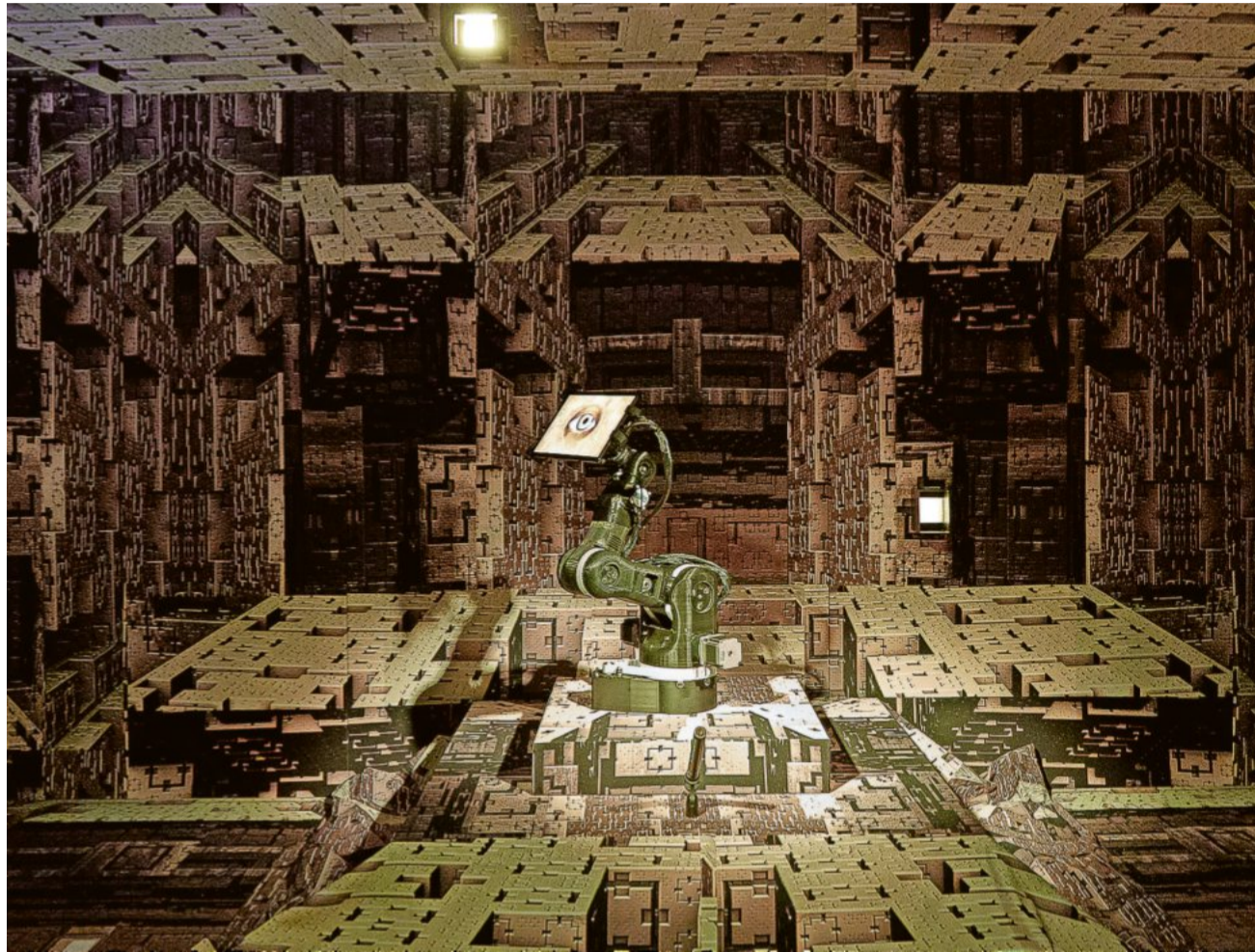
Was folgt, ist ein Spaziergang durch die Kulturgeschichte der Menschheit, in der sich Höhlenmalereien und Antike vereinen, Runen, Pflanzen, Insekten, Masken auf Stoffen und Bildschirmen tummeln, in der Fossilien ebenso wie Drohnen erscheinen. Auf und in Selgs Bühne prallen Eindrücke gegeneinander, Boden und Wände sind voller Farben und Schnörkeln, Musik raunt permanent, drei Figuren (Thomas Hauser, Marie Groothof und Ixchel Mendoza Hernandez) führen die Besucher durch Räume und beschwören ein anderes Bewusstseins. Ist das Neo-Esoterik, verkleidet im Gewand einer Theaterperformance?

Was, wenn Theater – nach der Zeit der Isolation – viel mehr als Begegnungsritual begriffen wird, als Raum für Transzendenz mehr als für Reflexion? Bei Kennedy folgt alles dem Ziel, sich selbst zu erkennen – und zu verwandeln. Gegen Ende des Parcours wird man aufgefordert, durch eine getönte Scheibe auf sein Leben zurückzublicken: Auf den eigenen Spuren wandelt schon die nächste Besucherin, flankiert von denselben drei Avataren.

Kennedy und Selg gehen in ihrer neusten Arbeit einen weiteren großen Schritt in Richtung Symbolismus. Am Ende des Weges steht das Orakel, eine Künstliche Intelligenz, ein gelbes Auge auf einem Bildschirm, das auffordert, Fragen zu stellen. Die KI lernt im Laufe des Stücks mit – ihre Antworten, aus dem Internet gespeist, werden mit der Zeit differenzierter. Und ihre Wahrsagungen also wahrer-scheinlicher? Die Interpretation sei jenen

Auf Privilegienabbitte

Wer ist an welcher Seite und warum überhaupt? „Oracle“, die neueste Inszenierung von Susanne Kennedy und Markus Selg, und „Wunde R“, eine Körper-Collage von Enis Maci, an den Münchner Kammerspielen.



Blick in eine Welt ohne Vergangenheit: Szene aus Susanne Kennedys „Oracle“ an den Münchner Kammerspielen Foto Judith Buss

überlassen, die den Ort „in Hoffnung auf Erkenntnis“ aufsuchen, heißt es im Programmheft. Kennedys theatralen Tempel mit dem Wunsch nach Eindeutigkeit aufzusuchen ist überflüssig – ihr neues Stück

ist ein Ereignis voller Paradoxien und Überforderung.

Wo Kennedys Avatare ihren Körpern abgeschworen haben, liegt in den körperlichen Hüllen der vier Figuren in „Wunde

R“, einer Uraufführung von Enis Maci in der Regie von Felix Rothenhäusler, ihre ganze Schwierigkeit. „Ich kann mich nicht auf meinen Körper verlassen“, sagt Vincent Redetzki in pinkfarbener Perücke

Wie der eigene Mut langsam wachsen kann

Das Mozartfest Würzburg klagt nicht, sondern handelt

Für die etwa neunzig Musikfestivals in Bayern war gestern ein Tag der Enttäuschung. Denn die lang angekündigten Maßnahmen zur Lockerung der Corona-Einschränkungen, die der Ministerpräsident Markus Söder in München vor Mikrofonen verlas, ändern für die Festivals fast nichts: Veranstaltungen mit mehr als hundert (bisher fünfzig) Menschen in geschlossenen Räumen bleiben verboten, und noch diese müssen durchgängig Masken tragen. Warum, so darf man fragen, ist es allen Ernstes erlaubt, dass Menschen ohne Maske in Restaurants essen und trinken, während sie im Konzert, wo alle in eine Richtung schauen und schweigen, Maske tragen müssen? Warum dürfen in einem Raum, in dem tagsüber hunderte Abiturienten ihre Prüfungsklausur schreiben, am Abend nur hundert Gäste gemeinsam Musik hören? Eine Klage auf Gleichbehandlung der Musikfestivals mit der Gastronomie und dem Schulwesen hätte wohl Aussicht auf Erfolg, doch wer soll sie einreichen? Siebzig der neunzig Festivals sind vom Freistaat Bayern kofi-

nanziert. Sollen sie ihren eigenen Geldgeber verklagen? Evelyn Meining, die Intendantin des Mozartfestes in Würzburg, klagt nicht. Sie handelt einfach. Gemeinsam mit dem örtlichen Musikverein „Der Blaue Eumel – Mobile Kunst e.V.“ bringt sie Musik und Musiker auf einem alten blauen Lkw (dem blauen Eumel) mit Konzertflügel zu den Leuten in die Stadt.

Neuer Rückhalt in der Stadt

Es hat auch schon Hof- und Balkonkonzerte gegeben, bei denen Menschen zuhörten, die noch nie Gäste des seit 99 Jahren bestehenden Festivals waren. „Das bringt uns einen Rückhalt, eine Verankerung in der Stadtgesellschaft, die wir in der Form bislang gar nicht hatten“, erzählt Meining. „Menschen, die dachten: ‚Ich weiß zu wenig über diese Musik, oder ich habe nicht das richtige Kleid im Schrank, um in den Kaisersaal der Residenz zu kommen‘, werden nun davon berührt.“ Der vom Bayerischen Rundfunk ausgestrahlte Livestream der „Langen

Nacht“ in der vergangenen Woche erreichte 104 000 Zuschauer im Internet, ein Vielfaches dessen, was eine komplette Festivalsaison erreichen würde – nur eben ohne Einnahmen.

Die Pandemie hat das Wirtschaftsmodell und das über Jahre hinweg vorbereitete Festivalprogramm zerschlagen. Unter dem Motto „Widerstand, Wachsen, Weitergehen“ hätte man sich Ludwig van Beethoven in Bezug auf Mozart und beider Zeitgenossen widmen wollen. Besonders schade ist es ums Konzert des Münchner Rundfunkorchesters unter der Leitung von Reinhard Goebel, das am 21. Juni das Tripelkonzert Beethovens kombinieren wollte mit dem des großen Mozart-Vorbildes Johann Christian Bach und dem des Beethoven-Zeitgenossen Jan Václav Voříšek. Es hätte im Jubiläumsjahr eine Kontextualisierung von Beethovens Werk geboten, so wie Goebel sie durch seine CD-Reihe „Beethoven's World“ (bei Sony Classical) aktuell auch wagt. Denn eines muss man sich klarmachen: Der über Jahrzehnte hinweg stilprägende Komponist am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, besonders in der Gattung des Konzerts, war Wolfgang Amadé Mozart gewesen. Beethoven galt als Ausnahme, die später erst zur Regel erklärt wurde. Doch Komponisten wie Johann Nepomuk Hummel, Louis Spohr, John Field schlossen nach 1800 in Satztechnik, Formbildung, Ornamentik, Melodik, auch der Harmonik eher an Mozart an – selbst wenn sie Beethoven, oft erschrocken, genau zur Kenntnis nahmen.

Konzerte können beim Mozartfest bislang nur ohne Publikum stattfinden und im Internet ausgestrahlt werden. Aber für das traditionelle Mozartlabor im Exerzientenhaus Himmelsporten erteilte die Stadt Würzburg eine Ausnahmegenehmigung: Es zählte nicht als Konzert, sondern als Bildungsveranstaltung. Und das ist es seit Jahren schon: Studenten, Künstler, Wissenschaftler, auch Politiker, Manager und Journalisten kommen hier zusammen, um über Musik, ihre Ausübung, ihre Absicherung, ihre gesellschaftliche Verankerung zu diskutieren. Hier hat sich in den letzten Jahren ein Exzellenzzentrum herausgebildet; hier herrscht eine erfrischende Atmosphäre im geschützten Raum, wo man miteinander und nicht übereinander redet.

Nachdenkliche Jugend

Die Pianistin Ragna Schirmer, politisch eine der klügsten, umsichtigsten und tatkräftigsten Künstlerinnen unseres Landes, unterrichtete dieses Mal drei Schüler, die sich vorher gar nicht kannten und nach nur zwei Tagen Beethovens c-Moll-Klaviertrio op. 1 Nr. 3 zur Aufführung brachten. Die Geigerin Henrike Sommer, die einen Tag später ihre mündliche Abitur-Prüfung in Geographie ablegen musste, und der fünfzehnjährige, äußerst nachdenkliche Cellist Heinrich Eigsperger wuchsen mit jedem Tag hörbar in ihrem Mut, sich zu exponieren, spielerisch Stellung zu nehmen und Form mit Leiden-

und wirkt dabei sehr konsterniert. Vier Frauen – Zeynep Bozbay, Eva Löbau, Vincent Redetzki und Julia Windischbauer – sitzen um einen runden Tisch aus Plexiglas und hantieren mit Worten und Rollenbildern: „Ewige Anfängerinnen“ seien sie, mal eine „aus der Zeit gefallene modern woman“, dann ein sich Lippenstift nachziehendes Mädchen im Fitnesscenter, „die berühmteste Malerin des Barocks“ oder eine reiche Erbin auf Privilegienabbitte.

In Elke von Sivers' Kostümen sind ihre Körper grell ausgestellt: In High-Heels und mit abgeklebter Brust treten sie auf, Bozbays Stiefel dienen nebenher als Blumenvase. Eine saudische Jugendliche, Lifestyle-Bloggerinnen, „Girls mit Insektenbeinen“, auch „vollständige Frauen“ – sie alle landen auf Katharina Pia Schütz' Bühne. Auf einem Tisch ist transparente Masse in der Form eines Wackelpuddings drapiert.

Es geht um Jungfräulichkeit und Vergewaltigung, Lipgloss und Youtube, Eisbergsalat und Haferflocken. Auf dem Tisch schmiltzt, was Nahrung sein mochte, unter dem Scheinwerferlicht dahin. Wenn Körper nicht passen, müssen sie angepasst werden, soll das heißen. Das bedeutet Arbeit und Schmerz: „Experimental-diäten“, Frisieren, Schminken, Dünnbleiben, aber dabei stets entspannt wirken. Eine Frau wirkt überrascht, als sie erzählt, dass nach der ganzen Arbeit am Körper, dem vielen Yoga, gar keine Zeit mehr für das Leben bleibe.

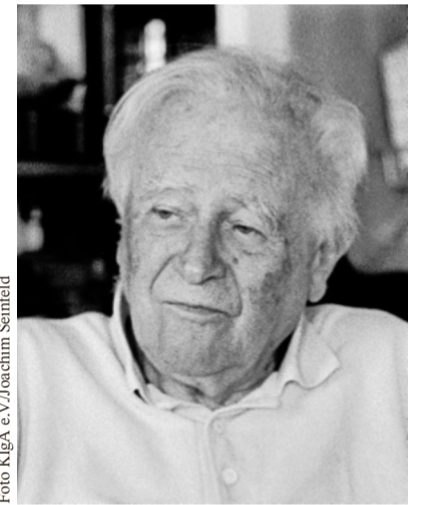
Autorin Enis Maci berichtet in ihrem Essayband „Eiscafé Europa“ von einer Demonstration, auf der sie als Jugendliche der Polizei entwichen konnte: „Ich lernte eine Lektion, nämlich dass eine geschminkte Frau keine ist, die man aufhalten müsste.“ Das liefert den Hintergrund für „Wunde R“, eine Collage, in der sie Versatzstücke aus Leben und Internet zu einem dichten Teppich verwebt: Moderne Vorbilder treten an die Seite historischer Figuren, Influencerinnen und Mutter Teresa begegnen sich. Die dringende Frage, die über allem steht, lautet: „Bist du an meiner Seite?“ Bin ich allein, oder bist du mit mir? Sind wir im Kampf gemeinsam? Die über Jahrtausende in Körper eingeschriebenen Wunden bestehen fort: Als „Erinnerungen, die ihnen nicht gehören“ werden sie über Generationen in Körpern weitergetragen – bis in die Zukunft hinein, wenn sie nicht heilen können. LILI HERING

Medizin im NS-Staat

Der Historiker Gerhard Baader ist verstorben

Der 1928 in Wien geborene Medizinhistoriker Gerhard Baader war der Sohn einer jüdischen Mutter. Als ihr nichtjüdischer Ehemann nach dem Einmarsch der Wehrmacht eine Scheidung verweigerte, wurde der Studienrat mit geringem Rentenanspruch zwangspensioniert. Die Familie musste umziehen, da ihr bisheriges Wohnviertel als eines der ersten für „judenrein“ erklärt werden sollte. Gerhard Baader konnte immerhin noch das Gymnasium besuchen, musste dem Unterricht freilich von der letzten Reihe aus folgen, der „Judenbank“. 1942 wurde er zur Zwangsarbeit eingezogen, hatte aber nach eigenen Aussagen Glück, lediglich einem Installateur helfen zu müssen. Erst in den letzten Kriegsmontaten kam er in ein Arbeitslager.

Nach dem Krieg holte Baader sein Abitur nach. In Wien studierte er Klassische Philologie, Germanistik, Linguistik und Geschichtswissenschaft. Frisch promoviert arbeitete er bald am Mittellateinischen Wörterbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit. Deren Projekte unterstützte er durch zahlreiche Artikel für die Neue Deutsche Biographie auch noch, als er 1967 an das Institut für Medizingeschichte der FU Berlin gewechselt war.



Gerhard Baader

Die Psychiatriegeschichte und die maßgeblich von ihm initiierte universitäre Erforschung der Medizin in der NS-Zeit wurden zu den Schwerpunkten seiner Arbeit. Intensiv widmete er sich auch medizinethischen Fragen der Gegenwart. Unter anderem aus dem von ihm mitgeprägten Arbeitskreis zur Erforschung der Geschichte der NS-Euthanasie und Zwangssterilisation heraus trat er gegen allzu liberale Positionen in Fragen der embryonalen Stammzellforschung, der Präimplantationsdiagnostik und der Sterbehilfe auf. An der Hebräischen Universität Jerusalem vertrat er als Gastprofessor in diesem Bereich eine deutliche Minderheitenposition.

Der Sozialdemokrat Baader, der als Gabbai aktiv am Berliner Synagogenleben in der Oranienburger Straße teilnahm, ist am Sonntag im Alter von 91 Jahren in Berlin gestorben. Er bleibt als ein Mensch in Erinnerung, der trotz seiner vom Nationalsozialismus geprägten Erfahrungen den Menschen neugierig gegenübertrat und im Gespräch schnell zum Du überging. RALF FORSBACH

Die F.A.Z. sucht Lehrer und Schüler für das Projekt „Jugend schreibt“.

Die F.A.Z. und das IZOP-Institut bieten zum 34. Mal das Projekt „Jugend schreibt – Zeitung in der Schule“ an. Das Projekt richtet sich an Klassen und Kurse der Sekundarstufen in allen Schulformen. Die Teilnehmenden erhalten kostenfrei ab dem 1. Februar 2021 ein digitales Jahres-Abonnement der F.A.Z. und damit die Chance, im Unterricht mit der Zeitung zu arbeiten. Die Schüler

können selbst journalistische Texte schreiben. Ausgewählte Beiträge werden auf der Seite „Jugend schreibt“ in der F.A.Z. veröffentlicht. Die Bewerbung erfolgt schriftlich durch den Lehrer unter Angabe von: Schule, Schultyp, Bundesland, Klasse (Kurs), Schülerzahl, unterrichtete Fächer und Zahl der Wochenstunden in dieser Klasse.

Teilnahmebedingungen

- ☉ Leitung der Klasse auch nach Schuljahreswechsel
- ☉ Teilnahme des Lehrers am dreitägigen Einführungsseminar vom 19. bis 21. Januar 2021

Jetzt bis 31. Oktober 2020 bewerben!

Bewerbungen und Anfragen
IZOP-Institut, Heidchenberg 11, 52076 Aachen, Kennwort: „Jugend schreibt“
Telefon (024 08) 58 89-18, www.izop.de

fazschule.net
Das Schul- und Lehrportal